

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 112.

Posen, den 16. Mai 1928.

2. Jahrg.

Copyright 1928 by Art. Institut Orell Füssli, Zürich, Leipzig.

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

(Einzig berechtigte Uebersetzung von Otto Albrecht
v. Bebbert.)

18. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Einen Fuß in den rostigen Bügel setzend, schwang er sich gewandt in den Sattel. Gallardo trat zu ihm heran und reichte ihm verstohlen einige zusammengeknüllte Papiere.

„Was ist das? Geld? . . . Nein, danke, Senjo Juan. Wir beide sind Kameraden. Von Ihnen nicht eine Peseta. Aber sollten wir uns einmal auf einer Plaza sehen, widmen Sie mir einen Toro. Das ist mehr wert als alles Gold der Welt.“

Auch Donja Sol hatte sich langsam genähert. Stumm löste sie von der Brust eine Herbstrose und hielt sie dem Banditen hin.

„Für mich?“ stotterte der überraschte Plumitas. „Wirklich für mich, Senjora Marquesa?“

Als sie kopfnickend bejahte, nahm er die Blume verlegen in seine ungeschickten Finger und steckte sie schließlich in ein Knopfloch seiner Bluse, zwischen die beiden Zipfel des roten Halstuches.

„Das ist mir in meinem ganzen Leben noch nicht passiert!“ . . .

Und wirklich schien der rauhe Reiter ebenso gerührt wie verwirrt zu sein durch diese Gabe einer Frau. Rosen!

Für ihn . . .

„Salud, Caballeros! Auf Wiedersehen!“

In langem Trabe verließ er den Hof.

Gallardo blickte auf Donja Sol, deren Augen nicht von dem kleiner und kleiner werdenden Reiter ließen.

„Merkwürdige Frau!“ murmelte der Espada fassungslos.

Ein Glück, daß der Plumitas häßlich war und obendrein noch zerlumpt und schmutzig. Wenn nicht, wäre sie mit ihm gegangen.

VI.

„Es klingt wie eine Lüge, Sebastian. Ein kluger Mann wie du, mit Frau und Kindern, gibt sich zum Kuppler her . . . Ich hatte Vertrauen zu dir und war ruhig bei dem Gedanken, daß Juaniyo ein Mensch von Charakter zur Seite stand. Und dein ganzer Krempel von Grundsätzen und Weltanschauung? Lernst du solche Sachen bei deinem Meister Don Rafael?“

Der Nacional hatte schweigend die Empörung von Gallardos Mutter über sich ergehen lassen, doch bei den letzten Worten richtete er sich feierlich auf.

„Senja Angustias, röhren Sie nicht an meinen Grundsätzen und mengen Sie auch nicht Don Rafael hinein, der mit der Angelegenheit nicht das geringste zu tun hat. Bei der Blauen Taube! Ich ging zur Rincona, weil mein Matador es wollte. Wissen Sie, was eine Cuadrilla ist? Dasselbe wie das Militär: Disziplin und Subordination. Der Matador befiehlt und unsereins hat zu gehorchen. Der ganze Stierkram stammt eben

aus der Zeit der Inquisition und gibt es keinen reaktionären Beruf.“

„Du Hampelmann!“ schrie die Senjora Angustias. „Mach dich nicht lächerlich mit deinen Hörchen von Inquisition und Reaktion. Du willst die Streiche meines Jungen vertuschen, weil du sein Brot ißt!“

„Stimmt! Und weil er für meinen Unterhalt sorgt, muß ich gehorchen. Verzeihen Sie sich doch in meine Lage. Mein Maestro fordert mich auf, ihn zur Rincona zu begleiten. Gut! Bei der Abfahrt finde ich im Automobil eine sehr schöne, keine Dame. Was sollte ich da tun? Der Matador befiehlt. Außerdem war noch jemand dabei, wenn auch ein wenig ungeschliffen, doch immerhin Potaje, ein älterer, gesetzter Mann.“

„Potaje! . . . Sprich mir nicht von diesem Trunkenbold!“

„Schön, lassen wir Potaje beiseite . . . Ich finde also die vornehme Dame im Wagen vor. Was nun? Es handelt sich doch um keine Dirne, sondern um die Nichte des Marquis von Moraima, und Toreros müssen sich, das wissen Sie auch, mit einflussreichen Leuten gutstellen. Man lebt doch vom Publikum. Ist dabei irgend etwas Schlechtes . . . Und später auf dem Gut? Nichts passiert! Ich schwöre Ihnen bei meiner Familie: nichts! Da wäre er für solche Sachen bei mir gerade an den Richtigen gekommen. Ich bin ein anständiger Mensch, Sonja Angustias, und Sie taten sehr unrecht daran, mich vorher mit diesem garstigen Ausdruck zu bezeichnen. Bei der Blauen Taube? Umsonst gehört man nicht zum Vorstand. Stadträte und Abgeordnete haben bei den Wahlen diese Hand geschüttelt und Sie, Sonja Angustias, glauben . . . Ich wiederhole, es ist nichts passiert. Die beiden sagten Sie zueinander, und jeder schlief in seinem Zimmer. Nicht ein ungeziemender Blick, nicht ein anstößiges Wort. Lassen Sie Potaje kommen, er wird Ihnen dasselbe . . .“

„In meinem Hause!“ unterbrach Carmen mit schluchzender Stimme. „Und in meinem Bett hat sie geschlafen! . . . Immer schwieg ich zu allem. Aber dies! Jesus, Maria und Joseph! In ganz Sevilla gibt es keinen Mann, der sich so etwas herausnimmt . . .“

„Beruhigen Sie sich doch, Sonja Carmen“, bat der Nacional. „Das ist doch alles ohne Bedeutung. Eine Frau, die den Maestro bewundert, wollte sehen, wie er auf dem Lande lebt. Diese schon halb zu Ausländerinnen gewordenen Senjoras haben immer sonderbare Einfälle. Sie hätten die Französinnen sehen müssen, als die Cuadrilla in Nimes und Arles auftrat! Kurzum, es steckt nichts dahinter. Alles Sch . . . windel! Aber bei der Blauen Taube! Das Schandmaul möchte ich kennen, das Ihnen das alles hinterbracht hat. An Juaniyos Stelle zeigte ich ihn wegen Verleumdung an!“

Doch die empörten Reden des Banderillos fruchteten wenig. Carmen weinte, ohne auf ihn acht zu geben, still vor sich hin, während die Senjora Angustias die Stirn kraus zog.

„Lüge nicht, Sebastian. Ich weiß Bescheid. Der ganze Ausflug nach dem Gut war nichts weiter als eine unanständige Sauferet. Man erzählte mir sogar, daß der Plumitas mittat.“

Wie von einer Tarantel gestochen, schoß der Nacional hoch. Ihm schien es, als hallte der Patio wider

von dem Hufschlag eines Pferdes, dessen Reiter seinen Karabiner auf ihn anlegte. Ihm schien es, als sähe er Dreimaster; viele, viele Dreimeister von blitzendem schwarzen Wachstuch; schnurrbärtige, fragende Lippen; schreibende Hände und die ganze Cuadrilla gefesselt auf dem Wege zum Gefängnis. Jetzt hieß es ganz energisch zu leugnen.

„Schwindel! Alles Schwindel! Was soll das Gedöde von Plumitas? Bei uns ging es durchaus anständig zu. Das fehlte noch, mich, einen achtbaren Staatsbürger, der mehr als hundert Stimmen aus seinem Stadtteil zur Urne bringt, zum dicken Freund des Plumitas stempeln zu wollen! . . .“

Sein heftiger Protest überzeugte die Señor Angustias, die in bezug auf diesen Punkt ohnehin Zweifel hegte.

„Gut, nichts mehr von Plumitas. Bleibt immer noch das andere, der Ausflug mit diesem . . . Weibe!“

Und in ihrer blinden Mutterliebe fuhr sie fort, den Nacional für die Taten ihres Sohnes verantwortlich zu machen, bis der Banderillo dieser an die Zeit der Tabakfabrik erinnernden Jungenfertigkeit der Señora Angustias entfloh.

Auf der Straße traf er Gallardo. Der Espada schien schlecht gelaunt, zeigte jedoch beim Anblick seines Banderillos sofort ein unbekümmertes Gesicht, als mache er sich nichts aus dem häuslichen Ärger.

„Juanino, nicht zehn Pferde bringen mich in dein Haus zurück. Deine Mutter spricht ganz abscheuliche Beleidigungen aus und behandelt mich wie einen launigen Zigeuner. Deine Frau weint nur, blickt mich aber an, als sei ich schuld an allem. Also such' dir bitte einen anderen Kumpan aus, wenn du das nächste Mal mit Damen losziehest.“

„Das geht vorüber!“ lächelte Gallardo. „Komm lieber so oft als möglich zu mir. Je mehr Menschen, desto weniger Bant.“

„Ich? Ich soll kommen? Juan, lieber werde ich Pfasse!“

Diese Antwort bewies dem Espada die Nutzlosigkeit jeden weiteren Drängens. Er machte kehrt und verbrachte den Tag in der Stadt, um erst spät mit Don José und anderen Freunden heimzukehren.

Auch der Sattler stand Gallardo in dieser Zeit sehr zur Seite. Er hatte den ganzen Tag im Hause und redete mit einem Wortschwall auf die Frauen ein, daß die Armuten verbüßt und eingeschläfert verstummtten. Natürlich geizte der Torero nicht mit seinem Dank. Da die Sattlerei nichts mehr abwarf, übernahm es Gallardo, für die Familie seines Schwagers zu sorgen und bat ihn schließlich sogar, ganz in sein Haus zu überziehen, damit Carmen mehr Verstreitung hätte.

„Sebastian,“ rief die Frau des Banderillos eines Tages, „ich bin eben der armen Carmen begegnet. Sie möchte dich gerne einmal sprechen. Geh' lieber sofort hin. Herjemine, ein Kreuz, die häuslichen Männer! . . .“

Carmen, tiefe, schwarze Ränder unter den Augen, empfing den Nacional im Arbeitszimmer des Espada, dem einzigen Ort, wo sie sich vor den kräftigen Reden der Señora Angustias in Sicherheit befanden.

„Mütterchens Worte neulich waren nicht bös gemeint, Sebastian. Sie regt sich leicht auf, hat aber, das wissen Sie ja selbst, ein goldenes Herz. Bitte, iragen Sie ihr nichts nach. Und jetzt möchte ich die ganze Wahrheit wissen. Was sahen Sie in der Rinconada und was vermuten Sie?“

Ah, der gute Nacional! Mit welch noblem Stolz hob er den Kopf, glücklich, dieser verhärmten Frau Trost spenden zu können.

„Was ich sah? Nichts. Das schwörte ich Ihnen bei meinem Vater, bei . . . bei meinen Prinzipien.“

Ohne Furcht schwor er bei seinem Heiligsten, denn da ihm tatsächlich nicht das geringste aufgefallen war, überzeugt von seinem Scharfschliff und seiner Umsicht, folgern zu dürfen, daß sich nichts Böses ereignet hatte.

„Ich denke mir, daß sie nur Freunde sind. Ob früher was zwischen den beiden war, weiß ich nicht. Die Leute erzählen allerlei, aber es wird viel geschwätzt. Darum dürfen Sie sich nicht kümmern, Senja Carmen. Machen Sie also wieder ein fröhliches Gesicht.“

Doch ihre Gedanken kehrten wieder zur Rinconada zurück. Für sie kam zu der Untreue noch etwas dazu — eine Art Satrileg ihres Heimes, eine infame Bekleidung ihrer eigenen Person.

„Halten Sie mich für dummkopf, Sebastian? Als er alles und hatte Lust, die Brillanten zu vertreten. Seitdem erfuhr ich jeden seiner Schritte, auch während ich mich in Sanlúcar aufhielt. Es gibt doch immer Menschen, denen es Freude macht, einem Unangenehmen zu den Schein gewahrt, sondern sind, als wären sie Männer und Frau, vor den Augen der ganzen Welt überall hin-geritten, ganz wie Zigeuner, die vom Jahrmarkt zu Jahrmarkt ziehen.“

„Und Sie glauben diesen Klatschzungen, Sie kleines Mädchen? . . . Purer Neid, weiter nichts!“

„Nein, ich kenne meinen Juan. Meinen Sie, daß es das erste Mal wäre? Verschlinger Beruf, der die Männer verdorbt! . . . Im zweiten Jahr unserer Ehe fing er eine Liebschaft an mit einer hübschen Marktfrau, einer Fleischerin. Was ich damals litt! . . . Aber kein Wörtchen kam über meine Lippen. Er wähnt noch heute, daß ich nichts weiß. Und dann, wieviele hat er nicht gehabt! Tänzerinnen aus den Cafés, leichtsinnige Frauen, denen es aufs Geld ankommt, ja sogar Dirnen aus öffentlichen Häusern . . . Dutzende! Und ich schwieg, um den häuslichen Frieden zu wahren. Aber diese Señora ist etwas ganz anderes. Wie verrückt ist er hinter ihr her und hat sich tausendmal gedemütigt, damit ihn die vornehme Dame aus Scham über ihre Beziehungen zu einem Torero nicht vor die Tür setzte. Jetzt ist sie fort, weil sie sich in Sevilla langweilt; ist fort, ohne sich von Juan verabschiedet zu haben. Deswegen läuft er herum wie ein frantes Pferd, deswegen zieht er unausgesetzt mit seinen Freunden. Kommt er dann nachts heim, könnte man meinen, er hätte nichts als puren Zuckerröhrschnaps getrunken . . . Nein, diese vergißt er nicht. Der Señor war sehr stolz darauf, daß sich eine Frau von Rang in ihn verliebte. Um so mehr leidet sein Hochmut darunter, daß er Knall und Fall verabschiedet wurde. Ah, welchen Ekel ich empfinde! . . . Er ist mir fremd geworden, ist nicht mehr mein Gatte. Ohne zu sprechen, gehen wir aneinander vorbei; ich schlafe oben, er unten in einem Patiozimmer. Und nie, nie mehr werden wir zusammen sein. Ich schwöre es! Über das Frühere bin ich hinweggekommen: üble Sitten dieses Berufs — Manie der Toreros, die sich unwiderstehlich dünken . . . Aber jetzt verabscheue ich ihn.“

Ihre weiche Stimme wurde energisch, in den Augen funkelte der Hass.

„Ah, diese Señora! Wie sie ihn verändert hat! . . . Nur noch mit den reichen Señoritas will er verkehren, und jedermann aus unserem Viertel, alle die einfachen Leute, mit deren Hilfe er im Anfang seinen Auf begründete, beschlagen sich über ihn. Du wirst es erleben, daß — sie ihm eines Tages wegen seiner Un dankbarkeit noch einen Skandal auf der Plaza bereiten . . . Noch etwas. Scheffelweise rollt uns das Geld ins Haus; er selbst weiß nie, wieviel er besitzt. Aber er spielt, spielt sehr hoch, damit ihn seine Freunde schützen. Und das Geld, das zur einen Tür hereinkommt, geht zur anderen wieder heraus. Ich will nichts dazu sagen, denn er verdient es ja. Doch für Neuanschaffungen auf dem Gute die letzten Oldenpflanzungen wurden mit fremdem Gelde gekauft. So wird fast alles, was die neue Saison einbringt, zum Bezahlten von Schulden verwandt werden müssen. Und wenn ihm ein Unglück zustehe? . . .“

(Fortsetzung folgt.)

Vergangenheit.

Von Frédéric Bontet.

Gabrielle goß den Kaffee, den das Hansmädchen soeben in das kleine Wohnzimmer gebracht hatte, ein, fügte Zucker hinzu und reichte eine Tasse ihrem Herrn und Giebeter, der, in vollendetem Seelenheiterkeit in seinem Liegestuhl liegend, räuchte. Darauf zündete sie sich selbst eine Zigarette an und erklärte plötzlich:

"Robert, ich habe dir etwas zu sagen."

Er lächelte. Wenn sie ihm "etwas zu sagen hatte", was bedeutete sollte: ihren Willen zum Ausdruck bringen, so blieb sie des größeren Nachdrucks halber stehen. Er bewunderte sie in ihrer graziblen und artigen Entschiedenheit.

"Was gibts denn, kleine Gabrielle?"

"Also, hör' gut zu . . . ich will nach „Ullmenhof“ fahren!" Er sprang auf sein Gesicht zeigte den Ausdruck unwilliger Überraschung. Diese Bitte hatte er nicht erwartet.

Gabrielle fuhr fort:

"Weißt du, ich finde es geradezu lächerlich, daß du mir noch nie den Vorschlag gemacht hast, mit mir dorthin zu fahren. Sollte man es glauben: du hast einen entzückenden Besitz ungefähr zwei Stunden von Paris — jawohl, er ist entzückend, ich habe mich erkundigt: ein bequemes Haus, Park, Bach, Terrasse —, und ich, dein ehemliches Weib, kenne dies alles nicht! . . . Unterbrich mich nicht, Robert. Ich weiß, was du mir sagen willst. Du hast auf „Ullmenhof“ mit deiner ersten Frau gelebt, und nur aus Feindseligkeit hast du mich noch nicht dorthin gebracht . . . Das ist aber lächerlich. Du bist doch bereits vor sechs Jahren von dieser Person geschieden worden, deren Charakter abscheulich und deren Tun recht ramponiert war."

"Kind, mäßige dich doch."

"Ich bin doch gar nicht aufgereggt . . . Ich wollte dich gar nicht verleben."

"Das tuft du auch nicht, aber . . ."

Nun, dann kann ich meinen Satz vollenden: Sie ist wieder verheiratet. Und du hast inzwischen vor zwei Jahren mich geheiratet. Ich liebe dich, und du liebst mich, stimmt's? Ich muß doch wohl annehmen, daß du nicht mehr an sie denkst . . ."

"Liebling, du weisst wohl . . ."

"Ja, ja, ich weiß. Dies ist ein längst verjährter Abschnitt in deinem Leben. Deshalb ist es lächerlich, daß wir uns aus unangebrachter Feinfühligkeit, aus einer affektierten Empfindeslei des Genusses am „Ullmenhof“ berauben sollen. Wenn du nicht wieder nach „Ullmenhof“ gehen magst, dann ist es doch besser, ihn zu verkaufen . . ."

"Das Gut ist aber Familienbesitz. Ich habe dort als Kind gelebt und liebe es sehr. Ich kann dir die Versicherung geben, daß nur die Rücksicht auf dich . . . meine Besorgnis, daß du . . ."

"Ist mir wohl bekannt. Deshalb erkläre ich dir frei heraus, daß mir alle deine Bedenken völlig gleich sind, und ich dort mit dir leben will. Denk' einmal nach: weil du mit ihr in Paris gelebt hast, dürften wir — du und ich — auch nicht in Paris leben. Wir dürften in kein Theater, in kein Restaurant gehen, in dem du seinerzeit mit ihr gewesen bist . . . In der Tat finde ich: diese Art, die Dinge anzusehen, gehört ins Zeitalter der Romantik, aber nicht in unser Jahrhundert. Ich bin eine moderne Frau und praktisch. Ich lasse mich nicht durch falschen Schein trügen. Der „Ullmenhof“ gehört uns; deshalb wollen wir uns an ihm freuen. Es ist ja ganz schön, im Sommer ans Meer, im Herbst zu Freunden, die ein Schloß besitzen, zu reisen; aber es ist ein recht angenehmes Ding, in der Nähe von Paris einen herrlichen Besitz zu haben, wo man einige Tage zu bringen kann, wenn der Sinn einem danach steht, und auf der eigenen Scholle nach seiner Fasson leben. Ich habe dir das alles schon längst sagen wollen . . . Gib nur zu, daß ich recht habe!"

"Gewiß, Kindchen, vollkommen."

Robert hatte nach dem ersten Erstaunen über Gabrieles Vorschlag nachgedacht.

Diese Bitte hatte ihn zuerst ein wenig schockiert, weil er darin ein Merkmal dafür sah, daß seine junge Frau ihn nicht in dem Maße liebte, wie er erwartete. Während er ihr zuhörte, wurde er sich jedoch darüber klar, daß ihre Gründe vollwertig waren. Zudem würde er sich recht wohl dabei fühlen, wieder in seinem schönen Landhaus zu weilen, schon in Erinnerung an glückliche Kinderferien.

"Wann wollen wir also fahren?" fragte Gabrielle. "Ich habe richtige Sehnsucht, dein Haus kennen zu lernen. Schon im vergangenen Frühjahr wollte ich dorthin. Ich habe es aber unterlassen, mit dir davon zu sprechen . . . Denk' nur mal daran, wie schön es werden wird. Also, wann gehst fort?"

"Wenn du willst, mein Schatz, Ende der Woche. Ich will an den Gärtner schreiben. Er und seine Frau sind die Einrichter . . . Wir fahren wohl mit dem Auto?"

"Ach, wirh das schön! Gehts vielleicht schon Freitag? Ich habe wahrhaftig eine kindische Vorfreude . . . Wir wollen auch häufiger hinfahren, nicht wahr? Ich habe das bestimmte Gefühl, es wird mir auf „Ullmenhof“ besser gefallen als in irgend einer Sommerfrische . . . Auch im Winter stelle ich es mir dort hübsch vor. Es ist doch ein gut eingerichtetes Landhaus . . . Ach Gott! ich bin zufrieden, und du bist ein reizender Kerl!"

Sie warf sich ihm an die Brust, um ihn abzuküssen. Er lachte heiter über ihre Freude.

Die Reisevorbereitungen wurden ihr zum Fest. Die Autofahrt war von Anfang bis zu Ende tödlich, und am Nachmittag kamen sie nach Durchquerung einer hübschen kleinen Stadt über eine den friedlichen Fluß überspannende Brücke an.

"Dies ist Ullmenhof!" Robert wies auf ein durch dichtbelaubte Bäume verstecktes reizvolles graues Gebäude mit Schieferdach.

"Ach, ist das hübsch!" rief Gabrielle, als das Auto nach dem Passieren des Gitters vor der Anfahrt hielt, und stieg zuerst aus. Sie erwähnte die Begrüßung der Gärtnerstiente freundlich und ergriff ungestüm den Arm ihres Mannes.

"Beig mir, bitte, gleich das Haus und den Park, ich möchte alles schnell sehen!"

Lächelnd und eifrig gehorchte Robert. Er war glücklich über die Freude der jungen Frau, die über alles in Entzücken geriet und unaufhörlich schwatzte und Pläne schmiedete.

Seine Freude war wesentlich ruhiger, ohne daß er es sich eingestand; sie war sogar noch geringer, als er geglaubt hatte. Bei jedem Schritt fand er Erinnerungen . . . solche aus der Kindheit, ja, ja. Doch auch ganz anderes wurde in seinem Gedächtnis wach! Und diese Erinnerungen trugen den Sieg über die älteren davon und beherrschten ihn allein . . . Robert durchlebte wieder Stunden der Frühlings- oder Sommerwochen, die er hier mit einer Frau zugebracht hatte. Er sah sie wieder vor sich, diese braunhaarige Therese, die heftige, eiferfüchtige, ungerechte, treulose, die ihn so schrecklich gequält hatte, und schließlich davon-gelaufen war.

Stimmte diese Erinnerung auch voll und ganz, so hatte sie ihn doch, ehe sie ihn verriet und verließ, glühend geliebt — davon war er überzeugt. Sie beide hier auf Ullmenhof allein hatten heitere und aufrichtige Liebesstunden genossen. In diesem Hause, in diesem Park hatten sie Schwüre und Küsse getaut . . . Bei jedem Schritt tiefer hinein in den Park und bei Besichtigung der Zimmer übermaunten ihn die Erinnerungen mehr und mehr. Robert war wie betört.

Plötzlich sehnte er sich nach Trost. — Für alle Zukunft wollte er die Erinnerungen abschütteln, die Vergangenheit durch Gegenwart unterdrücken . . . Neben ihm war Gabrielle, jetzt vollkommen schweigsam — vermutlich war sie stark ermüdet. Er neigte sich zu ihr, umschlang sie und küßte sie.

Mit entstelltem, blassen Gesicht stieß sie ihn zurück und rief: "Wen umarmst du? Sie oder mich?"

Schluchzend entfloß sie.

(Einzig berechtigte Übertragung von Annie Ronen.)

Amerikanische Reklame.

U. S. A. ist das Land der organisierten Reklame. Durch den Überfluss an Waren ist ein heftiger Kampf um den Käufer, den Konsumenten, entbrannt, denn keiner will auf seiner Ware sitzen bleiben. Daraum wird Reklame gemacht. Aber auch deshalb: weil man dem Publikum irgend etwas suggerieren will, weil man es beeinflussen, unterstützen, aufklären will. Nur so ist es zu erklären, daß staatliche und städtische Behörden Reklame machen für Dinge, an die wir nicht so schnell gedacht hätten: für die Hygiene, für das Verkehrswesen, für die Gesebe, für die Steuern. Auf großen Bannen hängen Plakate: "Wenn du einem das Geld wegnimmst, so ist das Raub. Weißt du, wie viel Jahre dich das kostet?" An Straßenkreuzungen liegen die Trümmer verunglücker Automobile, ewig und ewig, darüber ein Schild: "Fahr langsam oder du stehst in einer Minute vor Gott!"

Auf dem Steueramt: "Dieser hat seine Steuern richtig bezahlt, er gelangte in hohe Ämter, jener hat gemogelt, er kam ins Gefängnis." Untergrund-, Straßen- und Eisenbahnen tragen keine Schilder (wie bei uns): "Es ist verboten", sondern bunte Bilder, die die Gefährlichkeit des Ausspeisens, Absonderungs oder Nichtbezähmens ins rechte Licht rücken. Autochauffeure bekommen Zettel: "Willst du einmal überfahren werden? Nicht? Nun, andere Leute wollen es auch nicht!" Dazu immer sinnfällige, einprägsame, witzige Bilder. Was überhaupt der größte Vorzug amerikanischer Reklame ist: die Ideen, die Qualität, die Großzügigkeit. Die Reklametechniker und Institute werden drüber von Gelehrten, Kunstmätern, guten Schriftstellern und Wissenschaftlern in jeder Weise unterstützt, natürlich gegen Entlohnung — und die Laufbahnen manches großen Büros ist über ein Reklambüro gegangen. Der Bluff, das Aufällige dominiert, man sieht sich gern in Szene, übertreibt und tut großspurig. Im Jahre 1926 hat die amerikanische Industrie allein für Inserate eine Milliarde Dollar verausgabt, eine Ziffer, die besser als Statistiken und Aufzählungen ein Bild vom Umfang der Reklame geben. Die Zeitungen wiegen oft mehrere Pfund, die Zeitschriften und Magazine weisen fast immer einige Hundert Seiten Inserate auf. Für alles wird Reklame gemacht, seien es Kinderwagen, Gasöfen, Hutschachten, Sparbüchsen, Stiefelmichse, Holzhäuser, Autoausflüge, Kinderbälle, Staubsauger, Parfüms. Man will sich behaupten, man will die Kundenschaft nicht verlieren, und darum wird inseriert und geworben, am Uebertrumpfen liegt den wenigsten, man will nicht in Vergessenheit geraten. Der wichtigste und umfangreichste Teil der Reklame besteht in Inseraten. Erst viel später kommen Lichtbild, Plakat, Broschüre, Flugzettel. Die Catchlines, jene in gleichförmigen Zeilen gesetzten Inserate, man-

mal mehrere hundert Zeilen lang, informieren sachlich, interessant und aufklärend über das Wesentliche eines Fabrikates. Und das Publikum hat ein regeres Interesse als das in Europa; wer macht das Nennen? interessiert hier viel mehr. Der Broadwalk, die Lichtreklamestraße der Welt — wie man ihn nennt —, ist sozusagen die hohe Schule der Lichtwerbung, hier kann man lernen, wie man wirkungsvoll, spannend, aufregend und neuartig mit Licht arbeitet!

„Junge, das ist ein Kaffee!“ ist die stetig wiederkehrende Schriftzeile, dann folgt die Aufklärung, welche Kaffeesorte gemeint ist. Ein Hotel verkündet: „Du bist hier besser als zu Hause aufgehoben!“ Wir mögen das etwas kitschig finden, der Amerikaner liebt den Appell an seinen persönlichen Geschmack, an seine Intelligenz über alles. Darum verblüffen ihn solche Tafeln nicht: „Pfui, deine Schuhe sind schmutzig!“ oder „Wenn jede Frau erst weiß, was jede Witwe schon weiß, dann ließe sich jeder Chemann versichern!“ Die amerikanische Propaganda hat immer den Vorzug, daß sie textlich und bildlich ausgezeichnet, originell und künstlerisch ist. Es kann einfach gar nicht passieren, daß ein Inserat in schlechtem Englisch abgefaßt ist, denn selbst das kleinste Inserat wird von zwei oder drei Fachleuten auf seine Wirkksamkeit und auf seinen Inhalt geprüft. Ein Photograph hat ein Schild über seinem Laden, der neben dem Eingang zur Untergrundbahn liegt: „Hast du drei Minuten Zeit? Läßt dich photographieren!“ Ein Kinobesitzer prunkt mit dieser Logik: „5 Millionen Menschen haben diesen Film gesehen. Kann er schlecht sein?“

Die Verkehrsfahrzeuge tragen bunte Bilder mit dem Text: „Du stehst ruhig hier — kann es bei dir zu Hause nicht brennen? Oder warst du schlau genug, deinen Beits zu verschaffen?“ Besonders an die Frauen richtet sich die Reklame, weil diese naturgemäß am leichtesten für etwas Neues einzunehmen sind. Oder auch: „Wissen Sie, was schief ist? Unsere Armreifen!“ Für Leckermäuler bestimmt ist die Warnung: „Essen Sie keine WC-Gis-Creme, denn Sie könnten niemals davon ablassen, so gut ist sie!“ Die Banken und Behörden wenden sich an den Geschäftsmann: „Hast du viel Geld bei dir? Oder möchtest du lieber ein Scheibuch bei dir tragen?“

Es gibt auch gewisse Auswüchse. Vor dem Kriege ist es passiert, daß eine Zeitung täglich auf der ersten Seite, unten, eine dicke Zeile brachte „Was ist die beste Schuhwickse?“ Diese Reklame hatte die Zeitung selbst gemacht, hatte gewarnt, bis sich einer finden sollte, der die Antwort — und auch das Vorhergehende — bezahlte. Erst als sich die Wizblätter lustig darüber machten, fand sich ein Fabrikant, der seine Schuhwickse als die beste ansprach. Die Zeitung hatte ein Geschäft gemacht — und, wie man sagte, der Fabrikant auch. Ford Wrigley, der Kaugummihersteller, machen wohl die meiste Reklame. Ihr Umsatz ist auch so groß, daß sie mit kleinen Verdiensten sich begnügen können. Auch Aerzte machen Reklame, ebenso Rechtsanwälte.

Ein bekanntes Plakat ist das eines Abführmittels: „Ich mache dich gesund, während du schlafst!“ Beliebt ist die Kollektivreklame großer Verbände, Interessengruppen und Vereinigungen, z. B. „Läßt Blumen sprechen!“, „Warum trägst du keine Handschuhe?“, „Ob viel Obst es ist sehr gesund!“

Die Amerikaner haben es verstanden, aus der Reklame eine amüsante und unterhaltsame Angelegenheit zu machen. Freilich, sie sind oft ein wenig zu sentimental, „zu niedlich“, zu kitschig, aber das liegt an der Mentalität des Amerikaners, nicht an den Managern der Propagandafeldzüge. Wirklich, es handelt sich um Feldzüge, die flug und geistvoll ausgedacht, berechnet und festgesetzt sind, und die kaum ihre Wirkung verfehlten. Das amerikanische Publizum läßt sich leichter locken und williger verführen, eine Neuheit zu kaufen, wenn man ihm die Qualität und Eigenheiten der Ware auf angenehme Weise begreiflich macht. Die ausgezeichneten Ideen, die die Werbefunktion her vorbringen, dienen nicht nur der Werbung der Industrie, sondern ebenso der Reklame und unterrichtenden Propaganda der Behörden und öffentlichen Korporationen. Man muß gesehen haben, wie bei irgend welchen epidemisch auftretenden Krankheiten eine Flut von aufklärenden Broschüren, Flugzetteln, Plakaten und Lichtbildern auftrat, die im Grunde nichts anderes darstellen als Reklame.

Der Staat benutzt die Reklame als Erziehungsmit tel, die Industrie zur Werbung, der Handel als Heiler im wirtschaftlichen Kampfe. Das Land der besten und teuersten Reklame versteht die Kunst der Werbung. Das beweisen die Umstände. Denn erfahrungsgemäß kann man Bedürfnisse nicht nur stillen, sondern auch wecken. Und darin sind die Amerikaner wirklich Meister.

Robert Nesche.

Höhensonnenmilch.

Von Dr. Ernst Schloemann.

Die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft erfolgen nur langsam und in bedächtigem Tempo. Die Erkenntnis der bei einer Krankheit vor sich gehenden Prozesse schließt noch nicht die Möglichkeit ein, diese Krankheit nun auch heilen zu können. Das Wesen der Nachitis, die auch englische Krankheit genannt wird, ist bereits seit Jahren bekannt, aber erst in letzter Zeit hat man Mittel und Wege zu ihrer Heilung gefunden, so daß die Nachitis heute unter die im Aussterben begriffenen Krankheiten gerechnet werden kann.

Die englische Krankheit gehört zu den sogenannten Vitaminosen, d. h. jenen Mangelkrankheiten, die durch das Fehlen der Vitamine entstehen. Es gibt verschiedene Arten von Vitaminen,

deren Fehlen jeweils verschiedene Krankheitsbilder bestimmter Art hervorruft. Hierher gehören u. a. der Skorbut und die Möller-Barlow'sche Krankheit der Säuglinge. Zur Entstehung von Nachitis kommt es, wenn das Vitamin fehlt, das von der medizinischen Wissenschaft als D-Vitamin bezeichnet wird. Dieses antirachitische Vitamin kommt hauptsächlich in frischen Gemüsen, Obst und roher Milch vor. Durch längeres Kochen wird es zerstört. Der Vitamingehalt der angegebenen Nahrungsmittel ist großen Schwankungen unterworfen, die von den Jahreszeiten und den Witterungsverhältnissen abhängig sind. Man kann erfahrungsmäßig feststellen, daß die in einer sonnenarmen Zeit herangewachsenen und geernteten Früchte und Gemüse fast völlig vitaminfrei sind. Nach und nach kam man dann zu der Erkenntnis, die heute bestätigt und exakt experimentell bewiesen ist, daß die Sonnenbestrahlung die Entstehung der Vitamine in den pflanzlichen Nahrungsmitteln begünstigt, und zwar der Teil des Sonnenlichtes, den man als ultraviolette Strahlen zu bezeichnen pflegt.

Dasselbe Resultat wie durch die Zufuhr der Vitamine mit den Nahrungsmitteln ergibt man durch die direkte Sonnenbestrahlung des menschlichen Körpers. Um nicht von den Launen der Witterung abhängig zu sein, hat man einen Quarzbrenner konstruiert, der ultraviolettes Licht aussendet. Mit der Einführung dieser künstlichen Höhensonnenbestrahlung war in der Bekämpfung der Nachitis ein großer Fortschritt gemacht. Dieses Heilverfahren ist auch verhältnismäßig billig; immerhin müssen die Kinder regelmäßig zur Bestrahlung in das Krankenhaus oder zu dem Arzt in die Sprechstunde gebracht werden, und erfahrungsgemäß wird das von den Eltern bei längerer Auspendauer oft verlassen; auch ist stets Ansteckungsgefahr vorhanden, wenn viele Kinder, noch dazu frische Kinder, in einem Raum zusammengebracht werden.

Man kam daher auf den Gedanken, die von Huldsinsky eingeführte Körperbestrahlung der Kinder durch die Bestrahlung der Nahrungsmittel zu ersetzen, womit man eine Anreicherung der Vitamine in den Nahrungsmitteln zu erzielen hoffte. Diese Methode erwies sich als sehr fruchtbar. Besonders rationell erschien die Verabfolgung von bestrahlter Milch, die von dem Amerikaner Scholl eingeführt wurde. Dieses Verfahren hatte jedoch den großen Nachteil, daß die bestrahlte Milch sehr leicht schmeckt und roch, so daß sie von den Kindern nur mit Widerwillen aufgenommen wurde. Der deutsche Biologe Scholl ließ es sich angelegen sein, das Milchbestrahlungsverfahren zu verbessern. Wenn nämlich die ultraviolette Bestrahlung mit dem Quarzbrenner in einer Kohlensäure-Atmosphäre unter strengstem Sauerstoffabschluß vorgenommen wird, so bleibt der natürliche gute Geschmack der Milch erhalten, weil nämlich die Zersetzung des Sauerstoffes infolge der Bestrahlung die Quelle des schlechten Geschmackes und des übeln Geruches abgibt. Diese Frischmilchbestrahlung wurde von Professor Scheer in der Frankfurter Universitäts-Kinderklinik mit gutem Erfolg an rachitischen Kindern ausgewertet. Das Heilverfahren ist nicht kostspielig, es kostet nur wenig mehr als die übliche Kindernahrung; im allgemeinen wird die Milch nur um 10—15 Pfsg. pro Liter verteuert. Der in der Milch verbleibende Rest von Kohlensäure verleiht ihr einen besonders frischen Geschmack, wie er z. B. bei guten Quellwässern an der Quelle selbst anzutreffen ist. Ein kurzes Aufstellen zerstört die bei der Bestrahlung entstehenden antirachitischen Vitamine nicht, so daß die bestrahlte Milch auch pasteurisiert bzw. sterilisiert werden kann. Die optimale Milchmenge liegt bei 500 Kubikzentimeter; durch größere Dosen können die Heilerfolge nicht beschleunigt werden. Ein weiterer Vorteil des Schollschen Verfahrens liegt darin, daß die Bildung von Oxidprodukten, welche entstehen, wenn die Bestrahlung der Milch bei Sauerstoffzutritt stattfindet, und welche das B- und das antitumoröse C-Vitamin zerstören, vermieden wird.

Nicht nur zur Behandlung bereits entstandener Nachitis empfiehlt sich die Verabfolgung dieser Höhensonnenmilch, sondern besonders zur Vorbeugung. Zu diesem Zweck genügt es, eine Milchmischung zu verabfolgen, die 30—35 Prozent Bestrahlungsmilch enthält.

Die Nachitis war früher eine ausgesprochene Proletarierkrankheit; sehr oft wurde sie überhaupt nicht oder nur nachlässig behandelt, so daß schwere Rückgratverkrümmungen, O-Beine usw. die Folge waren, die in ihrer Widerstandskraft geschädigter Kinder erlagen dann häufig den Infektionskrankheiten, besonders Masern, Grippe und Lungenentzündung. Dank der Fortschritte der medizinischen Wissenschaft sieht man schwere Nachitisformen immer seltener. Die Erfolge, die bereits mit der Verabfolgung der Höhensonnenmilch erzielt sind, lassen hoffen, daß die englische Krankheit recht bald nicht nur aus den Häusern der Reichen, sondern auch aus den minderbegüterten Schichten gänzlich verschwinden wird.

Fröhliche Ecke.

Der Herr Pfadfinder. „Warum weinst du denn, Kleiner?“ — „Ich fürcht' mich und hab' mich verlaufen.“ — „Wer bist du denn?“ — „Der Pfadfinder von den Wandervögeln.“

Seine Auffassung. „Sagen Sie mal, Doktor, ist das eigentlich wahr, daß verheiratete Männer länger leben als Junggesellen?“ — „Quatsch, das kommt denen bloß länger vor!“